

# Das Reformationsjubiläum 2017 und der jüdisch-christliche Dialog

## Eröffnungsrede zur Woche der Brüderlichkeit 2016 von Christoph Marksches

Über das Jubiläum der Reformation im Jahre 2017 und den jüdisch-christlichen Dialog möchte ich heute sprechen, Frau Bürgermeisterin, meine Herren Bischöfe, Rabbiner, Exzellenzen, sehr geehrte Damen und Herren. Dass zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit *der jüdisch-christliche Dialog* in diesem Jahr wieder einmal Thema wird, braucht eigentlich keine Rechtfertigung. Denn in den vergangenen zwölf Monaten seit der Eröffnung der letzten Woche der Brüderlichkeit dürfte nun hoffentlich auch dem Letzten unter uns deutlich geworden sein, dass insbesondere für die christlichen Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieses Dialogs nun wirklich keinerlei Anlass besteht, sich beruhigt zurückzulehnen und stolz auf das Erreichte zurückzublicken. Im Gegenteil: Die letzten zwölf Monate haben mir jedenfalls noch einmal deutlicher gemacht, wie sehr dafür gestritten werden muss, das Erreichte nicht verloren geht, auch nachwachsende Generationen mit dem Erreichten vertraut werden können und konsequent auf dem eingeschlagenen Weg fortgeschritten wird. Einer knappen Begründung braucht aber wohl, dass das *Reformationsjubiläum 2017* Thema dieses Festvortrages wird. Denn auf den ersten Blick scheint aus jüdischer Sicht für das Reformationsjubiläum eben das zu gelten, was immer wieder auch aus römisch-katholischer Sicht eingewendet wird: Man könne doch diese große abendländische Kirchenspaltung nicht feiern, sondern ihrer höchstens gedenken und gemeinsam von der Schuld eben dieser Kirchenspaltung reden. Gibt es also aus der Perspektive des christlich-jüdischen Gesprächs, des jüdisch-christlichen Dialogs, gar aus der Perspektive des Judentums 2017 etwas zu fei-

ern? Oder ist dieses Jahr ausschließlich ein Anlass zum gemeinsamen Gedenken, verbunden mit der dringenden Notwendigkeit eines präzisen christlichen Schuldbekenntnisses?

Eine solche Frage kann man als Christenmensch natürlich gar nicht beantworten, schließlich entscheidet immer noch der Eingeladene, ob er eine Einladung zu einer Feier annimmt oder nicht. Der Einladende kann höchstens darüber nachdenken, wozu er einladen möchte und Gründe für eine solche Einladung benennen. Eben dazu aber tut gut, wenn der Einladende versucht, sich wenigstens in die Perspektive des Anderen, des Eingeladenen, hineinzusetzen. Also nochmals gefragt: Gibt es also aus der Perspektive des christlich-jüdischen Gesprächs, des jüdisch-christlichen Dialogs, gar aus der Perspektive des Judentums 2017 überhaupt etwas zu feiern? Die Frage kann man eigentlich nur einigermaßen guten Gewissens beantworten, wenn man versucht hat, sich ein möglichst umfassendes Bild der religiösen Erneuerungsbewegungen im sechzehnten Jahrhundert und ihrer Vorgeschichte zu machen. Das kann selbstverständlich heute nachmittag nicht geschehen, es kann nur zusammengefasst werden, was anderswo im Zusammenhang des anstehenden Jubiläums gesagt und geschrieben wurde. Außerdem wäre in dieser französischen Friedrichstadt-Kirche schon angesichts ihrer Tradition wünschenswert, nicht nur immer über Luther, sondern beispielsweise auch über Johannes Calvin zu reden.

Wenn man aber so zusammenfasst, werden die Probleme sehr schnell deutlich. Insbesondere, wenn man auf Martin Luther schaut, ist in den vergangenen Jahren immer klarer geworden, dass sich bestimmte traditionelle Strategien zur Exkulpation seiner antijüdischen Ausfälle einfach verbieten, eine Relativierung historisch unredlich und theologisch nicht erlaubt ist. Eine dieser traditionellen Strategien von Exkulpation und Relativierung war der Versuch, einen frühen,

dem Judentum gegenüber freundlichen Luther von einem wütenden, in seiner Zuwendung enttäuschten späten Luther abzusetzen, mit anderen Worten bei der Schrift „Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei“ von 1523 einzusetzen und den Ton dieses Textes zur Abtönung der einfach nur schrecklichen Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“ von 1543 zu verwenden. Ganz analog ist gern darauf hingewiesen worden, mit welcher Sorgfalt Martin Luther sich in der Tradition des Erfurter Bibelhumanismus (um ein Stichwort von Helmar Junghans aufzugreifen) um den Text und die Auslegung der Hebräischen Bibel bemühte. Unsere Berliner Staatsbibliothek bewahrt sein Handexemplar der Hebräischen Bibel auf, eine bei dem berühmten jüdisch-italienischen Typographen Gershom Ben Moses Socino 1494 gedruckte Oktavausgabe. Eine Fülle von Randnotizen in dem Band zeigt, wie intensiv sich Luther in den Jahren 1520 bis 1530 mit dem hebräischen Text, Übersetzungs- und Verständnisproblemen, ja selbst mit Druckfehlern der Ausgabe Socinos beschäftigte und sich so für seine Übersetzungsarbeit am Alten Testament kundig machte. Dazu wird gern auf den Einfluss jüdischer Bibelauslegung auf Luther hingewiesen, vermittelt über die Postille des Pariser Professors und zeitweiligen Franziskanerordensprovinzials Nikolaus von Lyra; ein erster einschlägiger Beitrag erschien schon 1869 und viele weitere Veröffentlichungen sind seither gefolgt.

Eine andere, etwas subtilere Strategie der Exkulpation und Relativierung scheint es mir, wenn darauf hingewiesen wird, dass die erwähnte letzte Schrift des Reformators von 1543 mit ihren fürchterlichen Ratschlägen zum Umgang mit Menschen jüdischen Glaubens, ihren Synagogen und ihrer Literatur in der nachlutherischen evangelischen Theologie und Kirche angeblich kaum bekannt gewesen sei und so diese Form von frühneuzeitlichem Antisemitismus bei Luther nicht für den neuzeitlichen Antisemitismus ursächlich verantwortlich ge-

macht werden könne. Für diese Position ist gerade in jüngster Zeit noch einmal energisch argumentiert worden.

Protest gegen solche und andere Versuche, Luthers unabweisbare schlimme Entgleisungen mit Luthers Leistungen zu exkulpieren, hat es freilich schon lange vor der Vorbereitung des Reformationsjubiläums 2017 gegeben. Man kann ja eigentlich auch kaum den selbst im vormodernen Antisemitismus isoliert dastehenden Ratschlag Luthers von 1543, die jüdischen Synagogen anzustecken, noch irgendwie relativieren oder entschuldigen. Und selbst in der politisch überaus konservativen Erlanger Theologie des neunzehnten Jahrhunderts findet sich eine klare Distanzierung von Luthers späten Judenschriften, diese Texte waren also im Protestantismus auch schon vor dem zwanzigsten Jahrhundert bekannt und wurden nicht stillschweigend unter den Teppich gekehrt. Ekkehard Stegemann hat bereits 1983 bei einer Berliner Veranstaltung der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit formuliert: „Der Preis, der von ihm (also Luther, C.M.) für die Rettung des Alten Testaments bezahlt wurde, ist auch angesichts des Gewinns ... ungeheuer und unmenschlich“. Und der Göttinger Reformationshistoriker Thomas Kaufmann hat vor zwei Jahren in einem Buch unter dem Titel „Luthers Juden“ auch ganz klar von einer vormodernen Form des Antisemitismus gesprochen und weiter formuliert: „Luther war in keiner Phase seines Lebens ein Judenfreund. Was sich geändert hat, sind die strategischen Hinsichten, die strategischen Perspektiven im Umgang mit den Juden. Er ist nicht vom Philosemiten zum Antisemiten geworden. Das wäre eine Verzechnung“.

Verbietet sich angesichts dieser Zusammenhänge nicht die Frage, ob es aus der Perspektive des christlich-jüdischen Gesprächs, des jüdisch-christlichen Dialogs, gar aus der Perspektive des Judentums 2017 etwas zu feiern gibt? Ist nicht voll-

kommen klar, dass wenn überhaupt, dieses Jahr ausschließlich ein Anlass zum gemeinsamen Gedenken, verbunden mit der dringenden Notwendigkeit eines präzisen christlichen Schuldbekenntnisses darstellt? Gewinnt man nicht sogar aus solchen Einsichten in die Beiträge Luthers zu einem vormodernen Antisemitismus zusätzliche Argumente, den Wittenberger Professor nicht allzu ausschließlich in den Mittelpunkt der Feierlichkeiten zu stellen?

Ein solches Bekenntnis zur Schuld liegt inzwischen vor und wurde von der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland im November 2015 – übrigens in Gegenwart von Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland – gemeinsam ausgesprochen. In diesem synodalen Text wird zunächst die historische Erkenntnis festgehalten, dass zentrale Einsichten der Theologie Luthers mit judenfeindlichen Denkmustern verbunden sind und nicht nur bestimmte Ausfälle in Spätschriften deren vereinzelter Ausdruck sind. Explizit ist daher auch von einer „Schuldgeschichte“ die Rede. Dann wird aber auch noch einmal sehr deutlich wiederholt, was als theologische Grundlage des Verhältnisses der evangelischen Kirchen zum Judentum in den letzten Jahrzehnten teilweise gemeinsam mit jüdischen Glaubensgeschwistern erarbeitet wurde und nun die Grundordnungen der Landeskirchen prägt: Ganz explizit ist von der Bundestreue Gottes gegenüber seinem jüdischen Volk und seiner bleibenden Erwählung die Rede. Josef Schuster hat dem Text der Synode seine Anerkennung nicht versagt, allerdings auch deutlich darauf hingewiesen, dass nun eine ebenso offizielle Absage an die Judenmission die nicht nur in seinen Augen unausweichliche Konsequenz einer solchen theologischen Sicht ist und ist es darauf zu hoffen, dass eine solche Erklärung auch alsbald erfolgen wird.

Ist damit, mit der moralischen Kategorisierung als „Schuldgeschichte“ und dem historischen Hinweis auf Elemente von vormodernem Antisemitismus in der

reformatorischen Theologie, in unserem heutigen Zusammenhang das letzte Wort über die Theologie der Reformation gesprochen? In der erwähnten Kundgebung der Synode der Evangelischen Kirche heißt es vollkommen zutreffend: „Nur in ganz wenigen Fällen kam es dabei (sc. bei der Reformation) zu einer neuen Sicht auf die Juden“. Ich glaube daher auch nicht, dass man einen gleichsam guten Kern aus einer vormodern antisemitisch konnotierten Theologie isolieren und auch nach der Katastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts ungebrochen weiterverwenden kann.

Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Angesichts der grundlegenden Erneuerung des christlichen Denkens und Redens über das Judentum nach der Katastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts kann man einzelne Ideen reformatorischer Theologie aufgreifen und im Lichte neuerer theologischer Akzente auch neu akzentuieren. Oder knapper formuliert: Christliche Theologie aus Zeiten der *Vergegnung* muss im Interesse von Begegnung grundlegend revidiert werden, im Kern saniert werden.

Eine solche Neuakzentuierung reformatorischer Theologie möchte ich Ihnen heute vorstellen, gleichsam als eine Möglichkeit, aus der Perspektive des christlich-jüdischen Gesprächs, des jüdisch-christlichen Dialogs und vielleicht auch des Judentums mit der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts umzugehen. Ich konzentriere mich aus Zeitgründen auf einen zentralen Baustein reformatorischer Theologie, der sich (wie ich an anderer Stelle gezeigt habe) recht verstanden auch für das gemeinsame Erinnern von römisch-katholischen und evangelischen Christenmenschen eignet, also für die innerchristliche Ökumene. Ich meine das, was wir gern unter dem Ausruf *sola scriptura*, „allein die Heilige Schrift“ zusammenfassen. Martin Luther hat bekanntlich in seiner „Wahrheitsbekräftigung aller Artikel Martin Luthers, die von der jüngsten Bulle

Leos X. verdammt worden sind“, der Widerlegung der Bannandrohungsbulle von 1521, programmatisch von sich selbst weggewiesen und seinem Wunsch Ausdruck verliehen, „dass allein die Heilige Schrift regiert und diese nicht nach meinem eigenen Geist ... ausgelegt wird“ (WA 7, 98/99). Die von ihm verwendete, ursprünglich lateinische Formulierung *solam scripturam regnare* ist spätestens im neunzehnten Jahrhundert zur Kurzformel *sola scriptura*, „allein die Schrift“ kondensiert worden. Heute erkennen wir im Licht des christlich-jüdischen Gesprächs, im Licht des jüdisch-christlichen Dialogs, wie radikal ernst dieser Satz genommen werden muss, so radikal, dass er eben zum Teil gegen Luther und seinen eigenen Geist der Bibelauslegung zur Geltung gebracht werden muss – wie es sich der Reformator mit diesem Satz ja auch gewünscht hat, vielleicht ohne zu ahnen, was das im Konkreten im einundzwanzigsten Jahrhundert bedeutet. Ein einziges Beispiel für das, was ich meine: Wenn Luther schon in seiner ersten großen Psalmenvorlesung, den *Dictata super Psalterium* aus den Jahren 1513-1515, wie auch in einzelnen Predigten aus jener Zeit, stets pauschal erklärt, „die Juden“ wollten vor Gott durch ihre eigene Gerechtigkeit bestehen und durch ihre eigene Werke gerechtfertigt werden (WA 55/2, 69,20f.), ja geradezu die Selbstrechtfertigung zum Erkennungszeichen der Juden macht (*Iudaei sunt, qui suis operibus quaerunt iustificari*: WA 1, 81,18f.), dann muss im Lichte gemeinsamer Lektüre der Psalmen im jüdisch-christlichen Dialog klar gesagt werden, dass wir hier Luthers eigene Meinung hören, genauer: eine reichlich absurde Textdeutung hören, uns ein Professor eine trübe Melange von grotesk stilisierten Gegnern anbietet, zu denen neben „den Juden“ auch noch „die scholastischen Theologen“ gehören und manche andere, sich aber eben in seiner Auslegung nicht der biblische Text des Psalters zur Geltung bringt, in dem ein zerschlagener Beter alles von seinem Gott erhofft, Gnade und Leben.

In der jüdischen Erklärung „Dabru Emet“, zu Deutsch: „Redet Wahrheit“, die im Jahre 2000 vom National Jewish Scholars Project erarbeitet wurde, heißt es nicht nur ganz deutlich: „Juden und Christen stützen sich auf die Autorität ein und desselben Buches – die Bibel (die Juden ‚Tenach‘ und die Christen das ‚Alte Testament‘ nennen)“. Vielmehr wird von der in vielen Punkten unterschiedlichen Auslegung eben dieser uns gemeinsamen Bibel gesprochen und davon, dass diese Unterschiede immer respektiert werden müssen. Diese Beschreibung ist, mit Verlaub gesprochen, relativ statisch. Der gemeinsame Ausschuss „Kirche und Judentum“ der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Konfessionsbünde hat mit Recht in seinem Kommentar zu dieser These von „Dabru Emet“ darauf hingewiesen, dass Christen es „darüber hinaus aber auch als notwendig“ ansehen, „die jüdische Auslegung des Alten Testaments kennen zu lernen“. So kommt Perspektive in die Statik, im besten Fall sogar Dynamik. Und nur so können wir ja auch auf die – mit den zitierten Worten Luthers aus der Widerlegung der Bannandrohungsbulle gesprochen – ebenso notorische wie gefährliche Verwechslung von eigener Meinung und Auslegung biblischer Texte aufmerksam werden, eben dann, wenn aus Vergegnung Begegnung wird und weiter werden soll.

Ich möchte daher vorschlagen, im Lichte des christlich-jüdischen Gesprächs, im Lichte des jüdisch-christlichen Dialogs, im Lichte des Judentums die alte reformatorische Forderung *sola scriptura*, „allein die Schrift“, heute gegen ihre einstige reformatorische Nutzung zu verwenden und noch viel stärker als bisher gemeinsam mit dem Judentum den Reichtum der ganzen Schrift zu entdecken, *sola scriptura* ist – neulateinisch gesprochen – *tota scriptura* und nicht nur *pars scripturae*. Natürlich geht es mir dabei nicht um ein buchstäbliches Verstehen jedes einzelnen biblischen Satzes oder gar die wörtliche Umsetzung aller biblischen Lebensregeln im eigenen Leben. Bibel muss selbstverständlich interpre-



tiert werden, wie schon einzelne biblische Texte andere Passagen interpretieren. Aber man kann schlecht in einem Atemzug die schlechterdings basale Normativität der Schrift behaupten und gleichzeitig mit der Schere ganze biblische Bücher oder gar ganze Bibelteile abtrennen, so dass schließlich nur noch ein paar Geschichten aus den Evangelien und einzelne Sätze des Apostels Paulus übrig bleiben. Damit würde man ja das eigene Bekenntnis zur Normativität der Schrift dementiert haben und die eigene Meinung oder einen missverstandenen Luther an die Stelle der nurmehr rhetorisch zur absoluten Norm proklamierten Schrift gesetzt haben. Ein solches Bemühen um den Reichtum der ganzen Bibel aus prinzipiellen Erwägungen ergibt sich ja übrigens auch schnurgerade aus der Erklärung *Nostra Aetate* des Zweiten Vatikanischen Konzils, deren fünfzigjähriges Jubiläum wir im vergangenen Jahr gefeiert haben. Mit anderen Worten: Wer unter der Parole *sola scriptura* den Reichtum der ganzen Schrift ignoriert, verschleudert oder dafür nutzt – wie es in den „Zwölf Thesen von Berlin“ des Internationalen Rates der Christen und Juden von 2009 heißt –, um die beiden Testamente der christlichen Bibel als einander widerstreitend oder als unterlegen bzw. überlegen darzustellen, der versteht sie gegen den Sinn, der ihr im Licht des jüdisch-christlichen Dialoges heute unterlegt werden sollte. Und noch einmal anders gewendet: *Sola scriptura*, „allein die Schrift“, wird 2017 nur recht gefeiert, wenn wir gemeinsam mit unseren jüdischen Glaubensgeschwistern uns wechselseitig einladen, den Reichtum der *ganzen* Schrift miteinander zu entdecken. So verstanden, könnte eine Einladung zu Reformationstagen neben allem Reformationsgedenken, gerichtet an Personen und Institutionen des Judentums in unserem Land jedenfalls aus meiner Sicht durchaus sinnvoll sein.

Orte, an denen gemeinsam jüdische wie christliche Glaubensgeschwistern den Reichtum der *ganzen* Schrift miteinander entdecken, gibt es viele – in der blau-

en Broschüre mit Veranstaltungshinweisen zur Woche der Brüderlichkeit sind allerlei davon genannt. Sie werden mir nicht verdenken, wenn ich aus diesen Orten zum guten Schluss nicht ganz uneigennützig das „Institut Kirche und Judentum“ hervorhebe, ein Werk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz an der Humboldt Universität zu Berlin. Wie seit schon über fünfzig Jahren, wie schon unter der Leitung von Peter von der Osten-Sacken und nun auch unter meiner Leitung: An diesen Ort sind alle eingeladen, um den Reichtum der ganzen Schrift, ihrer Auslegung in jüdischen Quellen und die Reflexion über diese Auslegung in Vergangenheit und Gegenwart zu entdecken. Mir scheint auch nach vielen Jahren des Studiums jüdischer, rabbinischer und nicht-rabbinischer Bibelauslegung, dass das Meer dieser Traditionen weder ausgeschöpft ist noch je ausgeschöpft werden kann. Und das ist ja eine sehr schöne Definition von Reichtum, wenn gesagt wird, dass etwas nicht ausgeschöpft werden kann. Aber „so Gott will“ wird hier, im „Institut Kirche und Judentum“ und anderswo weiterhin christliche Bibelauslegung von dem Reichtum jüdischer Bibelauslegung profitieren können, um die schrecklichen Einseitigkeiten der Vergangenheit weiter und ganz nachhaltig zu verlernen. Zu einer solchen gemeinsamen Entdeckung dieses Reichtums der Bibel einzuladen, ist eine schöpferische Interpretation einer Kernforderung der Reformation und also die rechte Weise, zu einem Reformationsjubiläum 2017 einzuladen.

Vielen Dank für ihre Geduld.

Das Vortragsmanuskript wurde so belassen, wie er vorgetragen wurde, eine Publikation des ausführlichen Textes mit Fußnoten ist in der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig in der Reihe „Studien zu Kirche und Israel. Kleine Reihe“ für 2016 vorgesehen.